

«Eric Clapton versteht den Blues nicht. Er imitiert ihn nur»

Die amerikanische Musikerin Adia Victoria hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Blues zurückzuerobern. Nicht als Folklore, sondern als gelebtes kulturelles Erbe. **Interview: Frank Heer**



«Respektiert die Menschen, die den Blues spielen!»: Adia Victoria an einem Konzert 2019 in Paris.

NZZ am Sonntag: Was ist der Blues?

Adia Victoria: Der spirituelle Aufschrei eines Volkes, das seit seiner Ankunft im amerikanischen Süden an den Rand der Gesellschaft gedrängt wird. Die Musik der Ausgegrenzten. Ein radikaler künstlerischer Ausdruck, der Punkrock meiner Vorfahren.

Hat der Blues heute noch eine Bedeutung? Wurde er als Sprache der Ausgegrenzten nicht längst durch Hip-Hop ersetzt?

Den Spirit des Blues findet man auf jeden Fall im Hip-Hop, ja. Er gibt den jungen schwarzen Menschen eine Stimme und eine Perspektive, darum geht es im Blues.

Der Blues als Kommunikation?

Der Blues ist Kommunikation, Gemeinschaft, Zugehörigkeit... Als ich mit den Aufnahmen zu meinem Album begann, hörte ich viele der alten Field Recordings, die der Musikforscher Alan Lomax in den 1930er Jahren aufgenommen hatte. Diese Songs stammen oft von Männern, die zu harter Arbeit gezwungen wurden. Alles, was sie hatten, um Musik zu machen, waren die Steine, die sie zertrümmern mussten, die Ketten, an die sie gefesselt waren, ihre Stimme. Trotzdem waren sie fähig, eine Kunst zu entwickeln, die uns noch heute darüber informiert, wie meine Vorfahren in den Südstaaten leben mussten. Darum hat der Blues für mich als Afroamerikanerin eine andere Bedeutung als für Sie.

Ist der Blues nicht längst eine universelle Sprache, die von allen verstanden wird? Teil unserer musikalischen DNA?

Es gibt einen Unterschied zwischen Leuten wie Ihnen, die sich für Blues interessieren, und Leuten wie mir, die den Blues aufgrund ihrer Geschichte in ihrer DNA haben. Für mich ist der Blues heilig, weil in ihm der Geist meiner Vorfahren steckt. Für Sie ist er Musik. Eric Clapton kann mich auf der Gitarre an die Wand spielen, aber er versteht den Blues nicht. Er imitiert ihn nur.

Mein Sohn ist sieben und spielt Gitarre. Die ersten drei Griffe, die er lernte, sind die Bluesakkorde, mit denen er sich musikalisch frei ausdrücken kann. Manchmal spielen wir zusammen. Es ist eine Konversation, ohne dass wir reden müssen. Ist das nun falsch?

Nein. Es freut mich, wenn sich weisse Leute für den Blues begeistern. Trotzdem haben Sie als Europäer eine andere Vorstellung vom Blues als ich. Ich stamme aus South Carolina. Selbst wenn ich ein Fan von, sagen wir, ungarischer Volksmusik wäre und sie spielen lernte, würde ich das tiefere Wesen dieser Musik trotz aller Hingabe nie ganz verstehen können. Und wenn ich behauptete, dass ich es täte, würden Sie mich für verrückt halten. Umgekehrt war es

aber immer ganz normal, dass sich weisse Künstler die Musik von Afroamerikanern aneigneten und sie monetarisierten.

Wenn man die Geschichte des Blues in drei Sätzen zusammenfassen müsste, lautete sie etwa so: Von Schwarzen erfunden, von Weissen geklaut, als Rockmusik in ein Millionen-geschäft verwandelt.

Da muss man sich doch fragen, woher diese Arroganz rührt, Kapital aus etwas zu schlagen, das einem nicht gehört. Die Menschen, die den Blues erfunden hatten, wurden ausgebeutet, ohne gebührend entschädigt oder gewürdigt zu werden.

Der verstorbene Stones-Schlagzeuger Charlie Watts schilderte in einem Interview, wie sie als junge Band die alten Bluesleute bewunderten und kopierten. Und plötzlich waren sie viel berühmter als ihre Helden.

Ziemlich beschissen, oder? Ich habe nichts gegen die Stones. Die Frage ist, wer am Ende abkassiert. Die Stones? Oder Muddy Waters? Das ist es, was mich sauer macht. Dass sich weisse Künstler nicht nur unser kulturelles Erbe aneignen, sondern die schwarzen Künstler meistens leer ausgehen. Da nützt es nichts, wenn man am Ende vor den alten Bluesmusikern den Hut zieht. Manchmal scheint es mir, dass man sich erst dann an sie erinnert, wenn sie tot sind. Oder fast tot.

Da fallen mir Moby und sein Album «Play» ein, das vor 20 Jahren für Kontroversen sorgte, weil darauf Stimmen verstorbener Bluesmusikerinnen und -musiker zu hören waren. Für mich war das Blasphemie.

Dabei kann man Moby ja nicht wirklich einen Rassist nennen, oder? War das einfach dumm von ihm?

Wie kommen Sie darauf, dass Moby kein Rassist ist? Nicht das N-Word zu benutzen oder in einer Ku-Klux-Klan-Robe herumzurennen, bedeutet nicht, kein Rassist zu sein. Die Tatsache, dass Moby dachte, er hätte das Recht dazu, die Stimmen dieser Menschen, die nichts mit ihm und seiner Kultur zu tun haben, zu benutzen, ist rassistisch. Woher kommt die Annahme weisser Musiker, dass

es in Ordnung ist, aus dem Blut, dem Schweiß und den Tränen meiner Vorfahren Kapital zu schlagen?

Was für eine Rolle spielte der Blues in Ihrer Sozialisierung? Wann haben Sie den Blues entdeckt?

In meinen frühen Zwanzigern, als ich eine Platte von Skip James hörte. Aber als Gefühl war er schon immer ein Teil von mir. Ich fand den Blues, wenn ich den Bus zur Arbeit in Atlanta nahm und mit Menschen sprach, die ums Überleben kämpften. Ich fand den Blues in der Küche meiner Grossmutter. Ich fand den Blues in der schwülen Sommerhitze, die einen ständig umarmt. Das ist für mich der Blues. Hier, im tiefen Süden der USA, liegt seine Seele.

Ist die geografische Zuordnung wichtig?

Ja, weil der amerikanische Süden der einzige Ort für Afroamerikaner ist, der so etwas wie ein Stück Heimat darstellt. Hierhin wurden unsere Vorfahren verschleppt, und von dort wanderten sie weiter.

Aber ist der Blues als lebendige Musikform noch relevant? Oder ist er nur noch Folklore?

Wenn ich einen jungen Musiker höre, der ein Stück von Robert Johnson Ton für Ton nachspielt, hat das nichts mit dem Blues zu tun. Ich kenne aber sehr viele junge Leute hier im Süden, die den Blues spielen und weiterentwickeln, so wie ich das tue.

Warum hört man nichts von ihnen? Wenn ich an junge Bands denke, die sich dem Blues verschreiben, fallen mir die White Stripes und die Black Keys ein, aber kaum schwarze Musiker.

Weil sich weisser Blues besser verkauft. Ich liebe die Musik der Black Keys und der White Stripes. Aber es ist bezeichnend, dass Sie noch nie von Tre Burt, Allison Russell, Leyla McCalla, Kyshona Armstrong oder Kirk Franklin gehört haben. Ausgezeichnete Roots- und Bluesmusikerinnen und -musiker. Aber das Musikgeschäft wird nun mal von weissen Männern dominiert.

Ihr neues Album erscheint bei Warner, einem Major Label...

Ich bin wohl eine Laune der Natur (lacht). Eine dieser Frauen, die man unter Vertrag nimmt und sagt: Schaut her, wir haben eine schwarze Frau im Angebot. Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin mit einem weissen Mann verlobt und arbeite mit weissen Musikern und Produzenten, etwa mit T-Bone Burnett. Aber ich bin es leid, immer die Ausnahme zu sein. Das ist doch traurig. Aber es gibt noch eine andere Seite der Münze.

Ja?

Als schwarze Frau, der beigebracht wurde, dass sie es nie schaffen würde, dass ihre

Adia Victoria

Aufgewachsen in South Carolina, lebt die 35-jährige Musikerin heute in Nashville. Nächste Woche erscheint ihr neues Album «A Southern Gothic», das von Roots-Music-Spezialist T-Bone Burnett produziert wurde.

Kunst bedeutungslos sei und dass man sie nicht verstehen würde, erfüllt es mich mit Genugtuung, wenn ich ein Konzert vor einem weissen Publikum spiele und sehe, dass ein Mann vor dem Bühnenrand in Tränen ausbricht. Dann weiss ich, dass ich es geschafft habe, diesem Menschen den Blues näherzubringen.

Aber das meinte ich ja damit, als ich sagte, dass der Blues eine universelle Sprache ist.

Ja, aber die Weissen waren schon immer sehr gut darin, uns Schwarze falsch zu verstehen. Dem Blues zuzuhören, statt ihn auszubeuten, könnte eine Chance sein, unsere Kultur und unser Erbe besser zu begreifen. Darum teile ich meine Musik auch gerne mit allen, die sich dafür interessieren. Ich will niemanden ausgrenzen. Aber das soll keine Einladung dazu sein, sich das Recht zu nehmen, Kapital daraus zu schlagen. Respektiert die Menschen, die den Blues spielten und noch immer spielen!

ANZEIGE



Winterthur
Zürich Lochergut
Zürich am Hauptbahnhof

reseda.ch

re
se
da

“

Dem Blues zuzuhören, statt ihn auszubeuten, könnte für Weisse eine Chance sein, unsere Kultur und unser Erbe besser zu verstehen.